

INDUSTRIEDÖRFER

Konstitution und Forschungsperspektiven einer modernen Siedlungsform

„Unter den deutschen Staaten hat Sachsen die dichteste Bevölkerung. – Dieselbe verteilt sich auf 3362 Wohnplätze, darunter 142 Städte und 3220 Landgemeinden. Unter den Landgemeinden finden sich Industriedörfer von 1000 bis 6000 Einwohnern.“¹ Diese Bestandsaufnahme aus dem Jahr 1846 wies bereits auf die Besonderheiten hin, die sich aus der in Sachsen früh einsetzenden Industrialisierung ergeben hatten:² Neben dem Bevölkerungswachstum hatten die neuen Produktionsformen nach der Wende ins 19. Jahrhundert hier in der Fläche ‚Platz gegriffen‘. „Den für Sachsen maßgebenden Typus“, so konstatierte Carola Saak bereits 1929, „verkörpert die industrielle Klein- und Mittelstadt“.³ Wurde die – unbestreitbare – Rolle der Klein- und Mittelstädte in diesem Prozess dabei auch von der jüngeren Forschung herausgearbeitet,⁴ so sind die im eingangs zitierten Befund benannten Industriedörfer Sachsens bislang allenfalls in Einzelstudien oder eben im Kontext der Betrachtung von Kleinstädten untersucht worden.⁵

1 Henry Lange's Atlas von Sachsen. Ein geographisch-physikalisch-statistisches Gemälde. In zwölf Karten mit erläuterndem Texte, Leipzig 1860, Nr. 8: Bevölkerungsverhältnisse, S. 3. Die Zahlenangaben bezogen sich auf eine Bevölkerungserhebung aus dem Jahr 1846, vgl. G[eorg] Hanssen, Mitteilungen des statistischen Vereins für das Königreich Sachsen, in: Archiv der politischen Oeconomie und Polizeiwissenschaft 9 (1851) H. 1, S. 121–144, hier S. 126.

2 Vgl. hierzu Hubert Kiesewetter, Die Industrialisierung Sachsens. Ein regional-vergleichendes Erklärungsmodell, Stuttgart 2007 [überarbeitete Neuausgabe von: Industrialisierung und Landwirtschaft. Sachsens Stellung im regionalen Industrialisierungsprozeß Deutschlands, Köln/Wien 1988]; Rainer Karlsch/Michael Schäfer, Wirtschaftsgeschichte Sachsens im Industriezeitalter, Leipzig 2006; Michael Schäfer, Eine andere Industrialisierung. Die Transformation der sächsischen Textilexportgewerbe 1790–1890, Stuttgart 2016.

3 Carola Saak, Die Pendelwanderung in Sachsen unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Heidenau, Berlin 1929, S. 20.

4 Vgl. Katrin Keller, Kleinstädte in Kursachsen. Wandlungen einer Städtelandschaft zwischen Dreißigjährigem Krieg und Industrialisierung, Köln/Weimar/Wien 2001, S. 11.

5 Vgl. Edmund Wauer, Geschichte der Industriedörfer Eibau und Neueibau. Eine Studie über die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung der südläusitzer Dörfer, 2 Bde., Dresden 1913/1915; Walter Gerstenberg, Die Wirtschaftsstruktur einiger Kleinstädte im erzgebirgischen Grenzraum, Leipzig 1938; Swen Steinberg, Unternehmenskultur im Industriedorf. Die Papierfabriken Kübler & Niethammer in Sachsen (1856–1956), Leipzig 2015.

Dies muss auch insofern überraschen, als dass sich die Bezeichnung Industriedorf selbst in Sachsen sehr früh und bereits in den 1820er-Jahren ausmachen lässt.⁶

Das Anliegen des vorliegenden Beitrags ist deshalb einerseits, die Konstitution dieser Siedlungsform vorzustellen sowie andererseits die mit ihr verbundenen Forschungsperspektiven aufzuzeigen. Denn hinter den oben zitierten Daten verbarg sich bei genauem Hinsehen auch eine strukturelle Diskrepanz, die erst im Angesicht der tatsächlichen Einwohnerzahlen deutlich wird und die auf die sozial-, wirtschafts-, politik- und nicht zuletzt alltagsgeschichtlichen Potenziale einer intensiveren Untersuchung des Phänomens Industriedorf verweist. Schließlich waren nicht wenige dieser Städte „kleine Agri-culturstädte“ – 1846 hatten zwölf dieser sächsischen Siedlungen weniger als 1.000 Einwohner, 33 Städte lagen zwischen 1.000 und 2.000 Einwohnern, weitere 42 kamen auf bis zu 3.000 und 15 auf 3.000 bis 4.000 Einwohner. Zur selben Zeit zählten aber einige Industriedörfer der Oberlausitz bereits Einwohnerzahlen, die über der letzten Gruppe der sächsischen Städte lagen: Seiffhennersdorf etwa mit ca. 5.800, Groß-Schönau mit 4.800 oder Alt-Eibau mit 4.400 Einwohnern.⁷ Ähnliche Beispiele lassen sich im Erzgebirge finden, denn „das Industriedorf herrscht vor allem im Gebirge.“⁸ In der Folge verwischte für die wissenschaftliche Betrachtung etwa der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts staatlich immer elaborierter betriebenen Statistik der „Gegensatz zwischen Stadt und Land“, der „keineswegs in allen Ländern derselbe“ sei: „Was man Landbevölkerung nennt, ist vielfach nach der Bauart der Wohnung, nach der Größe der ‚Dörfer‘, nach der Beschäftigung in Wahrheit eine städtische, und gekehrt giebt es zahlreich ‚Städte‘, deren Bewohner, wiewohl in geschlossener Bauweise wohnend, lediglich Ackerbauern sind.“⁹ Dem folgend wies auch der Leipziger Nationalökonom Bruno Moll (1885–1965) im Jahr 1908 darauf hin: „Wenn in Sachsen noch die Hälfte der Bevölkerung auf dem Lande sitzt, so beweist das noch nicht viel, weil Sachsen massenhafte ‚Industriedörfer‘ hat, weil es fast kein einziges Dorf in Sachsen gibt, wo nicht irgendein Industriezweig vertreten wäre, weil also die Bevölkerung des platten Landes auch zum großen Teil industriell ist.“¹⁰ Industriell bedeutete im Königreich – so könnte man diese Beobachtung zusammenfassen – folglich keineswegs nur städtisch.¹¹

Die Siedlungsform Industriedorf kam, abgesehen von einzelnen Untersuchungen bereits in den 1940er-Jahren,¹² einerseits in den 1950er- und 1960er-Jahren durch teils siedlungssoziologisch beeinflusste Arbeiten zur Schweiz ins Blickfeld von Geschichts-

6 Vgl. exemplarisch den Eintrag Frankenthal – „Ein sächsisches Industriedorf, mit 700 Einwohnern, in der Oberlausitz“ – in Johann Hübner's Zeitungs- und Conversations-Lexikon, Erster Theil, Leipzig 1824, S. 486.

7 Hanssen, Mitteilungen des statistischen Vereins (wie Anm. 1), S. 126.

8 Saak, Pendelwanderung in Sachsen (wie Anm. 3), S. 14.

9 [Arthur] Geissler, Rezension zu Hygiène et Maladies des Paysans, in: Schmidt's Jahrbücher der in- und ausländischen gesamt Medizín 196 (1882) H. 1, S. 97–101, hier S. 97.

10 Bruno Moll, Die Landarbeiterfrage im Königreiche Sachsen, Leipzig 1908, S. 60.

11 Vgl. hierzu auch Katrin Keller, Landesgeschichte Sachsen, Stuttgart 2002, S. 314.

12 Vgl. Hilda Clausen, Ein Industriedorf in Ost-Oberschlesien. Eine soziologische Studie, Hamburg 1943; Helene Langen, Die Struktur nordböhmischer Industriedörfer. Eine siedlungs- und wirtschaftsgeographische Untersuchung am Beispiel des böhmischen Niederlandes, o. O. 1944.

wissenschaft und Volkskunde,¹³ der insbesondere Einzelfallstudien folgten.¹⁴ Andererseits wurde ebenfalls bereits in den 1950er-Jahren auf diese Form der Verstädterung im Gefolge der Industrialisierung für das Ruhrgebiet hingewiesen;¹⁵ zahlreiche Untersuchungen befassten sich im Kontext der Urbanisierungsforschung mit jener Region¹⁶ und den Charakteristika der „Urbanisierungsvariante“ Industriedorf: mit ihrer „fragmentarischen Infrastruktur“, der „chronischen Unterversorgung der Bevölkerung“, der „ökologischen Verwüstung“ und den „urbanen Defiziten“.¹⁷ Allerdings lassen sich gerade im Abgleich mit den Industriedörfern an Emscher, Rhein und Ruhr auch bereits wesentliche Unterschiede herausstellen, erreichten die dortigen Siedlungen zwischen 1871 und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs doch teils sechsstellige Einwohnerzahlen. Dies war in Sachsen lediglich in Einzelfällen wie Plauen der Fall, das von rund 9.000 Einwohnern im Jahr 1834 auf etwa 128.000 Einwohner im Jahr 1912 anwuchs.¹⁸ Zwar entwickelte sich in Sachsen wie im Ruhrgebiet die Industrialisierung im 19. Jahrhundert sehr wohl auch im ländlichen Raum. In Sachsen fassten aber zumeist nur einzelne Unternehmen bzw. Fabriken in kleineren Ansiedlungen Fuß und entwickelten sich zu Betrieben mit drei- oder niedrigen vierstelligen Belegschaften; Industriedörfer in Sachsen seien, so Carola Saak 1929, „kleine Gemeinden, in denen oft nur ein einziges Werk liegt.“¹⁹ In diesen Industriedörfern der Oberlausitz, Mittelsachsens und des Erzgebirges lässt sich jedoch nicht jene Urbanisierung beobachten, die im Ruhrgebiet oder eben in Plauen gegeben war – in ihrem Kern blieben diese sächsischen Industriedörfer mit ihren klein- und

13 Vgl. Rudolf Braun, Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) unter Einwirkung des Maschinen- und Fabrikwesens im 19. und 20. Jahrhundert, Erlebach-Zürich 1965; Hans Weiss, Vom Bauerndorf zum Industriedorf. Einige soziologische Aspekte der industriell bedingten Veränderung einer Bauerngemeinde, Zürich 1957.

14 Vgl. Lutz Niethammer, Umständliche Erläuterung der seelischen Störung eines Communalbaumeisters in Preußens größtem Industriedorf oder die Unfähigkeit zur Stadtentwicklung, Frankfurt a. M. 1979; Frank Bajohr, „Kampf ums alte Recht“? Bergbau und Bergarbeiterschaft im Industriedorf Gladbeck 1871–1889, Hagen 1989; Joachim Scherrieble, Reichenbach an der Fils unterm Hakenkreuz. Ein schwäbisches Industriedorf in der Zeit des Nationalsozialismus, Stuttgart 1994; Markus Raasch, „Wir sind Bayer“. Eine Mentalitätsgeschichte der deutschen Industriegesellschaft am Beispiel des rheinischen Dormagen (1917–1997), Essen 2007; Bastian Fleermann, Nationalsozialismus im Industriedorf. Die Ortschaft Lintorf im Gau Düsseldorf 1930–1945, Essen 2012; Reinhard Müller, Marienthal. Das Dorf – Die Arbeitslosen – Die Studie, Innsbruck 2008; Susanne Bohn, Sorg – ein Industriedorf der Metall- und Glasverarbeitung (15. bis 20. Jahrhundert), in: Wolfgang Wüst/Dies. (Hg.), Regionale Wirtschafts- und Industriegeschichte in kleinstädtisch-ländlicher Umgebung, Erlangen 2015, S. 133–146; Steinberg, Unternehmenskultur (wie Anm. 5).

15 Vgl. Wilhelm Brepohl, Industrievolk im Wandel von der agraren zur industriellen Daseinsform dargestellt am Ruhrgebiet, Tübingen 1957.

16 Vgl. Jürgen Reulecke, Urbanisierung in Deutschland, Frankfurt a. M. 1985; Detlef Vonde, Verhinderte Städte. Urbanisierung und Politik in den Industriedörfern des Ruhrgebiets 1870–1918, Hagen 1987; Jürgen Reulecke, Das Ruhrgebiet als städtischer Lebensraum, in: Wolfgang Köllmann (Hg.), Das Ruhrgebiet im Industriezeitalter. Geschichte und Entwicklung, Bd. 1, Düsseldorf 1990, S. 67–120.

17 Detlef Vonde, Von „unförmigen Giganten“ und „barbarischen Steinhaufen“ – Industriedörfer und die „Unfähigkeit zur Stadtentwicklung“ im Ruhrgebiet, Online unter <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/themen/Epochenübergreifend/Seiten/VonunförmigenGiganten.aspx#17> [Zugriff am 25.4.2018].

18 Vgl. jüngst Sönke Friedreich, Der Weg zur Großstadt. Stadtentwicklung, bürgerliche Öffentlichkeit und symbolische Repräsentation in Plauen (1880–1933), Leipzig 2017.

19 Saak, Pendelwanderung (wie Anm. 3), S. 14.



Abb. 1 Luftaufnahme des Industriedorfes Oppach in der Oberlausitz, im Hintergrund die Textilfabrik, Postkarte gelaufen 1934 (Postkarte, Swen Steinberg privat).

mittelständischen Betrieben noch viel mehr Dörfer als dass sie einen kleinstädtischen Charakter entwickelten. Hinzu kam, dass sie bei entsprechender Größenentwicklung oft spät und zumeist – wie etwa Neugersdorf oder Lugau – erst nach dem Ersten Weltkrieg zu Städten erhoben wurden.²⁰ Sachsen war folglich kein „Revier der großen Dörfer“ (Detlef Vonde), sondern eine Region mit industrialisierten Städten und zahlreichen kleinen Industriedörfern.

Im Folgenden stehen deswegen nicht die Klein- und Mittelstädte oder auf die Größe von Kleinstädten angewachsene ‚große‘ sächsische Industriedörfer im Fokus. Vielmehr wird mit Kriebethal einer jener Orte vorgestellt, die einerseits durch eine ‚industrielle Monokultur‘ – in dem Falle das 1856 gegründete Papierunternehmen Kübler & Niethammer – gekennzeichnet waren und die andererseits bis zum Ersten Weltkrieg ihre Bevölkerungszahl allenfalls verfünffachten bzw. dabei nicht über die Marke von 5.000 Einwohnern hinauswuchsen; Industriedörfer also, in denen sich allein aufgrund ihrer Größe der nicht zuletzt auch optisch erkennbare Charakter der ländlichen Siedlung erhielt. Dies war in Kriebethal gegeben: 1834 hatte der Ort 213 Einwohner, 1910 waren es 1.073; auf diesem Niveau blieb die Gemeinde mehrere Jahrzehnte und erlebte erst mit dem Zuzug von Vertriebenen nach 1945 einen neuerlichen Aufwuchs. 1950 lebten dann 1.251 Einwohner in Kriebethal.²¹ Diese Entwicklung lässt sich dabei mit der Entwicklung des Unternehmens Kübler & Niethammer engführen, das kurz nach der Jahrhundertwende 969 Arbeiter beschäftigte, von denen 414 in Kriebethal und im unmittelbar benachbarten Kriebstein wohnten. Zudem standen zu dem Zeitpunkt etwa 3.050 Personen in und um Kriebethal mit dem Unternehmen in Verbindung.²² Denn oftmals arbeitete wenigstens ein Mitglied der ansässigen Familien in den Papierfabriken oder

20 Karlsch/Schäfer, Wirtschaftsgeschichte Sachsens (wie Anm. 2), S. 124.

21 Vgl. den Eintrag Kriebethal im Historischen Ortsverzeichnis von Sachsen, Online unter <http://hov.isgv.de/Kriebethal> [Zugriff am 25.4.2018].

22 Vgl. Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Firma Kübler & Niethammer in Kriebstein 15. März 1906, Waldheim 1906, Aufstellung der Betriebsgröße im Anhang.



Abb. 2 Postkarte „Zschopautal“ mit dem Kriebsteiner Stammwerk der Firma Kübler & Niethammer sowie Schloss Ehrenberg (links) und Burg Kriebstein (rechts), Aufnahme von 1904, gelaufen 1928 (Swen Steinberg, privat).

war dort beschäftigt gewesen, war in Produktions- bzw. Zulieferprozesse involviert, oder im privaten Bereich für die Familie Niethammer tätig. So erinnerte sich beispielsweise ein Kriebethaler, dessen Vater seit 1927 als Heizer in den Papierfabriken arbeitete – schon der Großvater war „natürlich auch bei Kübler & Niethammer“ beschäftigt gewesen –, an die Arbeit seiner Mutter als Heimarbeiterin: „Sie arbeitete im Hause als Monogramm-Stickerin und war überwiegend für die Unternehmerfamilie Niethammer tätig.“²³ Dies verdeutlicht nicht nur die Relevanz des hier vorgestellten Themas für die Entwicklung ländlicher Gesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert. Hieraus leitet sich zugleich ein Plädoyer dafür ab, Industriedörfer vor allem auch aus einer wirtschafts- und unternehmensgeschichtlichen Perspektive zu betrachten.

In einem ersten Schritt werden im Folgenden Aspekte der sozialen, wirtschaftlichen, alltagsgeschichtlichen und nicht zuletzt auch politischen Konstitution vorgestellt, die sich in diesen Landgemeinden bislang herausarbeiten lassen: In welchem Verhältnis standen hier Betriebe und Umfeld? Wie entwickelten sich Bevölkerungsstruktur sowie Zu- und Abwanderung? Welche Emanzipationsprozesse lassen sich bei den ländlichen Arbeitnehmern beobachten, welche Konzepte der betrieblichen Vergemeinschaftung oder der Infrastrukturpolitik auf unternehmerischer Seite? Wie gestaltete sich der Alltag im kleinräumigen und ‚überschaubaren‘ Umfeld der Fabriken? Neben neueren Zugängen, die die industriellen Arbeitswelten bzw. den Betrieb selbst „als sozialen und politischen Ort“ auffassen,²⁴ argumentiert dieser Beitrag vor allem mit einer Erweiterung des Konzeptes des „Betriebs als soziales Handlungsfeld“,²⁵ das Thomas Welskopp

23 Werner Schütze, *Eine Kindheit und Jugend in Sachsen 1928–1947. Erinnerungen an ein sächsisches Dorf*, Leipzig 2004, S. 11 u. 31.

24 Vgl. Knud Andresen/Michaela Kuhnhenne/Jürgen Mittag (Hg.), *Der Betrieb als sozialer und politischer Ort. Studien zu Praktiken und Diskursen in den Arbeitswelten des 20. Jahrhunderts*, Bonn 2015.

25 Vgl. Thomas Welskopp, *Der Betrieb als soziales Handlungsfeld. Neuere Forschungsansätze in der Industrie- und Arbeitergeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996) H. 1, S. 118–142.

zur Analyse innerbetrieblicher Aushandlungsprozesse entworfen hat und das in den Industriedörfern auch ‚jenseits der Fabrikttore‘ angewendet werden kann. Zumal sich der Zusammenhang von Arbeit und Zugehörigkeit wie auch von Werteverständnis und Lebenswandel gerade in ländlichen Strukturen noch einmal deutlich anders gestaltete als in der Stadt, kannte doch die „dörfliche Lebenswelt [...] keine Privatheit im bürgerlichen Sinn“.²⁶ In einem zweiten und beschließenden Schritt werden diese hier schlaglichtartig vorgestellten Befunde dann aufgegriffen und zu Forschungsperspektiven weiterentwickelt, die die Potenziale einer eingehenderen Analyse der Prozesse der regionalen bzw. ländlichen Industrialisierung und Urbanisierung aufzeigen.

Konturen: Zur Konstitution von Industriedörfern in Sachsen

Ein stichprobenartiger Blick in die angesprochenen statistischen Publikationen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zeigt bereits die Reflektion der Folgen industrieller Ansiedlung in ländlichen Regionen an, die in Sachsen bislang systematisch und etwa in ihrer lebens- und alltagsweltlichen Bedeutung lediglich von Ira Spieker untersucht wurden.²⁷ 1898 initiierte beispielsweise der Lehrertag in Breslau eine Umfrage des Deutschen Lehrervereins zur Erwerbstätigkeit schulpflichtiger Kinder, auf deren Ergebnisse sich sozialistische Schulreformer wie Otto Rühle (1874–1943) aus Dresden noch in den 1920er-Jahren beriefen:²⁸ 1904 arbeiteten in „ausgesprochenen Industriestädten“ 30 bis 50 Prozent der schulpflichtigen Kinder, in Industriedörfern wurde dieser Wert dagegen auf 86 Prozent beziffert.²⁹ Demgegenüber spielte die Schulbildung in diesen industriellen Landgemeinden aber offenbar eine zunehmende Rolle, was beispielsweise 1900 dazu führte, dass Leipzig – „die Schulstadt par excellence“ – sich „in der Lehrerbesoldung durch namenlose Industriedörfer den Rang ablaufen lässt.“³⁰ „Außerordentlich häufig“ beobachtete man zudem auch anderswo in Mitteldeutschland „allgemeine Konstitutionsanomalien bei den Schulkindern der Industriedörfer“. Über „schlechtes Wachstum, Blutarmut, Skrophulose etc.“ im Herzogtum Sachsen-Meiningen berichtete beispielsweise 1902 ein Medizinalrat auf der Hauptversammlung des Allgemeinen Vereins für Schulgesundheitspflege in Weimar – alles „Zustände, welche [...] indirekt mit der Kinderarbeit, dem andauernden Aufenthalt in schlecht ventilierten, kleinen Wohnräumen, bei ungenügender Ernährung zusammenhängen.“³¹ Als eine konkrete Folge der fehlen-

26 Utz Jeggle/Albert Ilien, Die Dorfgemeinschaft als Not- und Terrorzusammenhang. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Dorfes und zur Sozialpsychologie seiner Bewohner, in: Hans-Georg Wehling (Hg.), Dorfpolitik. Fachwissenschaftliche Analysen und didaktische Hilfen, Berlin 1978, S. 38–53, hier S. 46.

27 Vgl. Ira Spieker, Kapital – Konflikte – Kalkül. Ländlicher Alltag in Sachsen im 19. Jahrhundert, Dresden 2012.

28 Vgl. Otto Rühle, Das proletarische Kind. Eine Monographie, München 1922, S. 277.

29 A. Klöcker, Kinderarbeit und ihr Rechtsschutz in Deutschland, in: Soziale Revue. Zeitschrift für die sozialen Fragen der Gegenwart 4 (1904) H. 4, S. 549–563, hier S. 550 f.

30 Umschau, in: Die deutsche Schule 4 (1900) H. 9, S. 562–569, hier S. 564.

31 Der Vortrag ist dokumentiert in: II. Sitzung, Offizielles Referat, in: Paul Schubert (Hg.), Bericht über den I. Internationalen Kongreß für Schulhygiene, Bd. 3, Nürnberg 1904, S. 260–277, hier S. 264.

den bzw. nicht im Gleichtakt mit dem Wachstum der Orte entstandenen Infrastruktur machten die sächsischen Statistiker schon 1885 im Industriedorf eine höhere Anzahl an unehelichen Totgeburten aus;³² zwanzig Jahre zuvor stellten sie in Industriedörfern des Königreichs eine höhere Fruchtbarkeit fest, als in Städten und Landgemeinden.³³ Generell registrierte man im sächsischen Industriedorf noch vor dem Ersten Weltkrieg Unterschiede im Lebenswandel bzw. der Lebensorganisation – und dies nicht allein im Abgleich mit urbanen Räumen: „Die Industriedörfer des Plauenschen Grundes stehen in sittlicher Beziehung etwas schlechter als die Bauerndörfer“.³⁴

Diese hier nur unsystematisch präsentierten Beispiele verweisen nicht nur auf die erheblichen Forschungslücken zu den ländlichen Räumen im Industrialisierungsprozess, sondern mit Themen wie Bildung, Gesundheit und Familie auch auf Aspekte der Konstitution von Industriedörfern: Auf ihre Infrastruktur, Fragen der Versorgung und ihre Defizite sowie auf den Zusammenhang von Lebens- und Arbeitswelt, in die die industrielle Fertigung auf dem Land nicht nur in der Organisation des Jahreslaufes eingriff. Zudem deuten sie mit der Kinderarbeit auf die Verfügbarkeit von Arbeitskräften, in der – neben räumlichen Beschränkungen der Fabrikerweiterung etwa in den engen Flusstälern des Erzgebirges und Mittelsachsens – ein zentraler Grund für das oftmals nur bis zu einem gewissen Grad erfolgte Wachstum von ländlichen Industrieansiedelungen lag. Und sie verweisen auf die Unternehmer als gestaltende Akteure, die mit Maßnahmen der betrieblichen Sozialpolitik diese Prozesse zu steuern suchten.³⁵ Denn betriebliche Sozialpolitik hatte in sächsischen Industriedörfern wie Kriebethal oftmals eher den Charakter einer sozialen Infrastrukturpolitik und diente dem Anreiz zu Ansiedelung, Familiengründung sowie dem, was zeitgenössisch und vom Gründer von Kübler & Niethammer, Albert Niethammer (1833–1908), als „Sesshaftigkeit“ bzw. als „fester Arbeiterstamm“ bezeichnet wurde.³⁶ Unter diesem Blickwinkel erscheinen deswegen Maßnahmen des ab dem Beginn der 1870er-Jahre immer stärker wachsenden Unternehmens wie die Gründung eines Kindergartens 1879, die Schenkung eines Schulgebäudes 1890 und einer Turnhalle 1926, der Bau einer Wasserleitung, die Einrichtung eines Standbades an der Zschopau, der umfangreiche Werkswohnungsbau inklusive der Modernisierung von angekauften Bauernhäusern oder die 1895 erfolgte Anstellung einer Schwester des Dresdner Diakonissenhauses „als Krankenpflegerin“³⁷ in Kriebethal weitaus weniger als

32 Vgl. Arthur Geissler, Rückblick auf die Fruchtbarkeitsverhältnisse im Königreiche Sachsen, in: Zeitschrift des K. Sächsischen Statistischen Bureaus (1885) H. I/II, S. 1–14, hier S. 3 f.

33 Vgl. Georg von Viebahn (Hg.), Statistik des zollvereinten und nördlichen Deutschlands, Teil 2, Berlin 1862, S. 214.

34 Georg Prenger, Die Unehelichkeit im Königreich Sachsen, Leipzig 1913, S. 82.

35 Vgl. Michael Rudloff, Unternehmenskultur und Sozialpolitik am Beispiel der Kriebsteiner Papierfabrik Kübler & Niethammer, in: Rudolf Boch/Petra Listewnik/Eva Pietsch/Michael Schäfer (Hg.), Unternehmensgeschichte heute: Theorieangebote, Quellen, Forschungstrends, Leipzig 2005, S. 229–243.

36 Albert Niethammer, Das wirtschaftliche und sittlich-religiöse Verhältnis zwischen den Arbeitnehmern u. Arbeitgebern. Vortrag, gehalten auf der Pastoral- und Kirchenkonferenz zu Meißen am 21. Juni 1898, Leipzig 1898, S. 16.

37 Sächsisches Wirtschaftsarchiv, U 47 Kübler & Niethammer Papierfabrik Kriebstein (im Folgenden: SWA, U 47), 463/3, Bekanntmachung vom 13.10.1894.



Abb. 3 Bäuerliches Arbeiterwohnhaus in Kriebethal, Aufnahme 1944 (Die Kriebsteiner Glocke 3, 15. März 1944, S. 26).

philantropen oder sozialreformerischen Initiativen, wie die unternehmerische Selbstdarstellung etwa in Festschriften Glauben machen wollte.

Vielmehr sollten diese Maßnahmen gezielt – und reflektiert – den sich aus dem raschen Wachstum der Firma ergebenden Defiziten am ländlichen Standort entgegenwirken. Den deutschen Sozialreformern war allerdings schon nach der Jahrhundertwende aufgefallen, dass solche Maßnahmen in den Industriedörfern oft nicht verfangen. Denn trotz „Baugenossenschaft und Privatbauten in den Dörfern“ war 1905 eine zunehmende Pendelwanderung aus den Industriedörfern zu beobachten: „Man hat in der Stadt Arbeitsgelegenheit für die Frauen – auch für Kinder –, man hat eine bessere Schule und kann seine Kinder besser emporbringen, Schulgeld ist frei, man hat für den Krankheitsfall, sei es der eigenen Person oder der Familie besser in der Stadt gesorgt und wenn man verarmte, eine weit bessere Armenpflege zu gewärtigen.“³⁸

Dies mochte allerdings noch einen weiteren Hintergrund haben, wurden die hier nur kurz angesprochenen Einrichtungen in Kriebethal doch auch als Kommunikationsmittel des betrieblichen Werteverständnisses genutzt, das im Falle von Kübler & Niethammer einer spezifisch evangelisch-patriarchalen Orientierung folgte.³⁹ Diese direkt auf die Unternehmerfamilie und die Betriebe ausgerichtete Abhängigkeit entwickelte dabei vermutlich in eben solchen Industriedörfern eine eigene Qualität und eigene Formen der Bindung und Identifikation. Und da es – zumindest in Kriebethal – auch nur einen

38 Max May, Zur Frage der Industrieverlegung auf das Land, in: Soziale Praxis. Zentralblatt für Socialpolitik 14 (1905) H. 39, Sp. 1086–1087, hier Sp. 1087.

39 Vgl. Swen Steinberg, Wirtschaftlich, politisch, sittlich-religiös – Motive betrieblicher Sozialpolitik am Beispiel des Papierfabrikanten Albert Niethammer in Kriebstein (1856–1908), in: Peter Fäßler/Susanne Schötz (Hg.), Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Diskussion. Beiträge des Dresdner Kolloquiums 2005/2006, Frankfurt a. M. 2008, S. 121–146; Ders., „Mit Kopf und Hand im Vertrauen auf Gott.“ Zum Zusammenhang von Konfession und Fabrik im Papierunternehmen Kübler & Niethammer in Kriebstein (1856–1918), in: Sebastian Kranich/Peggy Renger-Berka/Klaus Tanner (Hg.), Diakonissen – Unternehmer – Pfarrer. Sozialer Protestantismus in Mitteldeutschland im 19. Jahrhundert, Leipzig 2009, S. 129–153.

Arbeitgeber gab, war das Druckmittel der Arbeit zur Unterordnung in diesen Industriedörfern sicher nochmals anders gelagert als im städtischen Umfeld. Denn die Unternehmer nutzten genau diese ‚Hoheit‘ über die Infrastruktur und disziplinierten die Arbeiter im Falle von ‚Fehlverhalten‘: Als im September 1921 beispielsweise die Niethammer-schen Arbeiter in Ausstand traten, wurden sie nicht allein aus den Betrieben ausgesperrt. Vielmehr stellte das Unternehmen auch die Essensausgabe im Burschenhaus ein und schloss den Kindergarten.⁴⁰ Diese Infrastruktur wurde darüber hinaus zur Vermittlung eines spezifischen Werteverständnisses genutzt – zu einer christlichen Familie gehörten Heirat und Kinder, beides wurde vom Unternehmen ideell mit Traubibeln und Gesangsbüchern sowie finanziell honoriert. Zugleich wurde aber auch der Wohnraum nach sozialem Status gebaut und vergeben. Lage und Optik der Häuser im Dorf sagten also – viel deutlicher erkennbar als im städtischen Kontext – auch etwas über die Nähe des Bewohners etwa zur Unternehmensleitung aus. Sie waren zudem Ausdruck einer Erwartungshaltung etwa hinsichtlich der Heirat und Familiengründung, die allerdings gerade durch die örtlichen Gegebenheiten auch schnell an Grenzen stießen: Verlobte sich beispielsweise ein Angestellter ohne Absprache mit den Unternehmern, konnte daraus noch in den 1930er-Jahren ein Kündigungsgrund erwachsen, war etwa die für eine Familie notwendigerweise größere Wohnung in Kriebethal nicht verfügbar.⁴¹

Zu diesen Maßnahmen der sozialen Infrastrukturpolitik ist auch der im Dezember 1873 in Kriebethal gegründete Konsumverein zu rechnen, der die Grundversorgung der eigenen Arbeiterbevölkerung in Ermangelung einer Einkaufsmöglichkeit kompensieren sollte – wiewohl er mit den in der Verkaufsstelle angebotenen Produkten natürlich auch den Konsum etwa von Alkohol zumindest überwachbar machte und die am Ort lebende Bevölkerung zudem an das Unternehmen band. Denn anfangs durfte nur Mitglied im Konsumverein werden, wer bei Kübler & Niethammer arbeitete. Jenseits der Arbeiterbindung und der örtlichen Vergemeinschaftung deutet sich gerade am Beispiel des Konsumvereins aber auch das Feld des Politischen an. Schließlich begannen am Ende des 19. Jahrhunderts in Sachsen wie im Rheinland die mehrheitlich sozialdemokratisch orientierten Konsumvereine, die in den großen Städten entstanden waren, „der unheilvollen Zersplitterung der Konsumgenossenschaftsbewegung dadurch vorzubeugen, daß man von den Städten aus auch Verkaufsstellen auf die Industriedörfer legt und so ein ganzes Gebiet nach Art der Bezirkskonsumvereine konsumgenossenschaftlich organisiert.“⁴² Die Gründung des Konsumvereins von Kübler & Niethammer freilich lag vor diesen Initiativen. Dennoch lässt sich die hier nur angedeutete politische Brisanz regional bereits in der Zeit seiner Entstehung aufzeigen. Schließlich kandidierte der Na-

40 Vgl. Sächsisches Staatsarchiv Leipzig, Amtshauptmannschaft Döbeln (20026) (im Folgenden: Sächs-StAL, 20026), 2502, S. 97.

41 Vgl. exemplarisch SWA, U 47, 594, Brüderbesprechung vom 15.10.1936.

42 Jahrbuch des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine 6 (1908) H. 1, S. 395 u. 397. Auch Michael Prinz stellte heraus, dass die „Zentren der frühen Spargesellschaften und der späteren Konsumvereine“ in den Industriestädten Leipzig und Chemnitz sowie in den „für die sächsische Industrialisierung typischen Industriedörfern“ lagen. Michael Prinz, Brot und Dividende. Konsumvereine in Deutschland und England vor 1914, Göttingen 1996, S. 251.

tionalliberale Albert Niethammer seit 1867 mehrfach erfolgreich für Reichs- und Landtage, sein Sohn Konrad Niethammer (1863–1931) beerbte ihn vor dem Ersten Weltkrieg in dieser politischen Position regelrecht.⁴³ In Hartha und damit unweit von Kriebethal hatte sich allerdings 1886 auf Initiative des Webwarenfabrikanten Karl Friedrich Grünberg (1847–1906) ein sozialdemokratischer Konsumverein gegründet; Grünberg bezog in Wahlkämpfen immer wieder Stellung gegen konservative und nationalliberale Positionen.⁴⁴

Mit den Fragen der politischen Beeinflussung und Emanzipation bzw. der „Politik in der Provinz“⁴⁵ ist ein weiteres Feld der sozialen Interaktion in Betrieb und Umfeld angesprochen, das hinsichtlich der Siedlungsform Industriedorf für Sachsen noch weitergehend unerforscht ist. Stellte die DDR-Geschichtsschreibung der 1970er-Jahre noch in urban-modernistischem Duktus fest, im Kontext der Revolution von 1848/49 sei das „politische Bewußtsein der hausindustriell arbeitenden Weberbevölkerung in den großen Industriedörfern Ostsachsens [...] gering entwickelt gewesen, da ihr die oppositionellen Impulse aus den Städten fehlten“,⁴⁶ so arbeiteten jüngere Untersuchungen beispielsweise heraus, dass in den Industriedörfern der Oberlausitz und des Erzgebirges nicht nur Vaterlandsvereine existierten, sondern „ähnlich den Städten [...] unter (bildungs)bürgerlicher Ägide“ gestanden hatten.⁴⁷ Schon 1830 hatte der Schwerpunkt der Unruhen „in den Städten und in den dichtbesiedelten Industriedörfern des Vogtlandes, des Erzgebirges und der Oberlausitz“ gelegen.⁴⁸ Die sich hier andeutende Frage der Politisierung der Bevölkerung in Industriedörfern lässt sich zudem zeitgenössisch fassen: „Moralstatistiker“ konstatierten beispielsweise 1874 eine „durch politische Agitationen leichter erregbare Bevölkerung der zahlreichen Industriedörfer Sachsens“,⁴⁹ Auch der Generalmajor, Freikorpsführer und spätere Befehlshaber des Wehrkreiskommandos IV in Dresden, Georg Maercker (1864–1924), erinnerte sich, es sei 1919 durch die „aufs äußerte verhetzte Arbeiterschaft der Industriedörfer zwischen Pirna und Dresden“ nahezu unmöglich gewesen, den Belagerungszustand infolge des Reichswehreinmarsches zu

43 Vgl. Steinberg, Unternehmenskultur (wie Anm. 5), S. 89–99 u. 122–131; Michael Rudloff, Von den Nationalliberalen zur Deutschen Volkspartei. Der Umbruch im sächsischen Parteiensystem im Spiegel der Korrespondenz des Kriebsteiner Unternehmers Dr. Konrad Niethammer, in: Manfred Hettling (Hg.), Figuren und Strukturen. Historische Essays für Hartmut Zwahr zum 65. Geburtstag, München 2002, S. 699–735.

44 Vgl. exemplarisch SächsStAL, 20026, 2534, S. 94.

45 Vgl. Werner Hoffmann, Politik in der Provinz. Kommunale Politisierung dargestellt an den „sechs grossen Industriedörfern“ im Landkreis Recklinghausen vom Beginn der Industrialisierung bis 1914, Bochum 1996.

46 Karl Obermann, Männer der Revolution von 1848, Bd. 1, Berlin (Ost) 1970, S. 298.

47 Andreas Neemann, Landtag und Politik in der Reaktionszeit. Sachsen 1849/50–1866, Düsseldorf 2000, S. 37.

48 Jürgen Müller, Reform statt Revolution. Die bundespolitischen Konzepte Beusts 1850/51, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte 66 (1995), S. 209–248, hier S. 218.

49 Alexander von Oettinger, Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine christliche Sociaethik, Erlangen 1874, S. 304.

exekutieren.⁵⁰ Eine ähnliche Renitenz im Frühjahr 1919 konstatierte man nach 1945 beispielsweise auch für die Industriedörfer im Raum Halle.⁵¹

In Kriebethal verstanden sich die Unternehmer aller Generationen als Teil der Gemeinde und gehörten beispielsweise dem Kirchenvorstand und dem Gemeinderat an, ebenso dem Vorstand von Krieger-, Flotten- und dem natürlich national gesinnten Turnverein.⁵² Diese Nähe war im Niethammerschen Selbstverständnis Bestandteil der Bindung der Arbeiter an das Unternehmen und der zeitgenössisch als „Treue“ bezeichneten wechselseitigen Fürsorge und Loyalität. Dieser auf persönlichen Umgang und Lebenswelt verweisende Ansatz reichte dabei bis weit in die private Interaktion hinein: Der Fabrikkindergarten stand beispielsweise von seiner Gründung 1875 an unter der Leitung der Frau des Unternehmenseigners, auch gehörten Kübler & Niethammer die Gasthöfe in Kriebethal und Umgebung – hier konnten also beispielsweise Alkoholkonsum wie auch die Einhaltung christlicher Feiertage überwacht oder politisch unerwünschte Veranstaltungen unterbunden werden.⁵³ Diese teils inszenierte, in der Regel aber instrumentalisierte Nähe wurde von der Familie dabei auch im Kontext der Kontinuität des Unternehmens verortet: Als 1937 beispielsweise ein Niethammer-Sohn nach Waldheim eingeschult werden sollte, argumentierte Vater Ralf Niethammer (1903–1943) mit einer Mischung aus Traditionalismus und Zukunftsorientierung: „Ich lege besonderen Wert darauf, daß mein Sohn in der von meinem Großvater gestifteten Schule [in Kriebethal] zusammen mit denen unterrichtet wird, die zugleich seine Spielgefährten sind und mit denen ihn später die Arbeit im Kriebsteiner Werk verbindet“.⁵⁴

Allerdings bot diese Nähe nicht nur die Chance, die Arbeiter in ihrem privaten Verhalten stärker zu überwachen – 1900 etwa wurde dem Kriebethaler Arbeiterausschuss durch Dritte berichtet, dass ein eigentlich krankgeschriebener Arbeiter „Nachmittags u. Abends in einem höchst auffallenden Phantasiecostüm im Gasthof zu Richzenhain aufs lebhafteste tanzte“.⁵⁵ Vielmehr gab es hier auch deutliche Grenzen, die mit der ebenfalls in Kriebethal entstehenden Arbeiterbewegung und den als Beschränkung empfundenen Eingriffen selbst in das Privatleben verbunden waren. An eben jener Schnittstelle musste die Unternehmensleitung zunehmend ihre Ansprüche zurückstellen, da der Standort Kriebethal insbesondere für jüngere Arbeiter kaum attraktiv war. Auch deswegen bildete die Aktivität in einer Gewerkschaft oder die Zugehörigkeit zur SPD bis 1914 bei Arbeitern von Kübler & Niethammer einen der wenigen tatsächlich mit der unternehmerischen Wertvorstellungswelt verbundenen Kündigungsgrund, während etwa die ausbleibende oder gar falsche religiöse, nicht-evangelische Praxis ‚nur‘ durch Rüge oder den Entzug von Gratifikationen sanktioniert wurde. 1895 wurde beispielsweise ein

50 Georg Maercker, Vom Kaiserheer zum Reichsheer. Geschichte des freiwilligen Landesjägerskorps. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Revolution, Leipzig 1921, S. 240.

51 Vgl. Joachim Schunke, Schlacht um Halle. Die Abwehr des Kapp-Putsches in Halle und Umgebung, Berlin 1956, S. 20.

52 Vgl. Steinberg, Unternehmenskultur (wie Anm. 5), S. 341–348.

53 Vgl. ebd., S. 256–266 u. 348–355.

54 Kreisarchiv Hainichen (im Folgenden: KAH), Kriebethal alt, 99, Schreiben Ralf Niethammers an den Bürgermeister von Kriebethal vom 15.7.1936.

55 SWA, U 47, 1365, Schreiben Paul Rieckes an die Amtshauptmannschaft Döbeln vom 9.5.1900.

Arbeiter für seine 30-jährige Zugehörigkeit zum Unternehmen Kübler & Niethammer nicht ausgezeichnet, weil man ihn „für einen ausgefeimten Jesuiten“ hielt.⁵⁶

Generell erlebten die nationalliberal-aktiven Unternehmer in der Frage der politischen Positionierung immer wieder regelrechte Enttäuschungen, wobei zumindest in Kriebethal die Besonderheit hinzukam, dass die Arbeiter von Kübler & Niethammer von 1867 bis 1922 zu Landtags- und teils auch zu Reichstagswahlen den eigenen Arbeitgeber wählten. Zwar nutzte man etwa die eigenen Gasthöfe als Wahllokale und vergab ein Glas Bier für die Stimmabgabe zugunsten der Niethammers.⁵⁷ Insbesondere die Ergebnisse der deutlich freieren Reichstagswahlen zeigten aber, dass die Arbeiter sich an der Urne nicht nach den im Unternehmen kommunizierten politischen Wertvorstellungen richteten. Denn das Industriedorf Kriebethal war noch zur Reichstagswahl im März 1933 eine Hochburg der Sozialdemokratie – sehr zum Missfallen der doch deutlich zu den Nationalsozialisten strebenden Eignern der dritten Generation Niethammer.⁵⁸

Die hier angedeutete Grenze wirkte dabei natürlich auch in die andere Richtung, stand doch die im Industriedorf wohnende Unternehmerfamilie quasi selbst unter Beobachtung: Ihr Sozialverhalten bis hin zum sonntäglichen Kirchenbesuch war ebenso öffentlich wie der private Lebenswandel. Und dies betraf nicht nur die Bescheidung etwa im Konsum von Luxusartikeln bzw. deren Zurschaustellung oder die Gestaltung der Fabrikantenvilla. Vielmehr wirkte die kleinräumige Nähe des Industriedorfes etwa in Krisenzeiten auch auf die private Freizeitgestaltung der Unternehmerfamilie zurück. Als die Firma beispielsweise 1932 im Zuge der Weltwirtschaftskrise Arbeiter entlassen bzw. auf Kurzarbeit umstellen musste, verzichtete Wilhelm Niethammer (1898–1972) bewusst auf das festliche Essen nach der privaten Jagd. Er wisse, „daß manch einer unserer Arbeiter, der seine Stelle eingebüßt hat, nunmehr im schweren Existenzkampfe steht, und mit Recht würde man es mir verdenken, wenn ich in solchen Zeiten Jagdessen veranstaltete“.⁵⁹ Insbesondere die wirtschaftlichen Krisen waren es dann auch, die das Prekäre der industriellen Ansiedlungen mit nur einem Arbeitgeber aufzeigten und deren Folgen anhand des Industriedorfes bzw. der Arbeitersiedlung Marienthal in Österreich auch überaus gut dokumentiert sind: Als beispielsweise 1930 die dortige Textilfabrik mit etwa 1.300 Arbeitern geschlossen wurde, führte dies zu einer fast 80-prozentigen Arbeitslosigkeit unter der Bevölkerung.⁶⁰ Dies war in Kriebethal – wie in anderen sächsischen Industriedörfern mit ‚industrieller Monokultur‘ – erst infolge der Demontagen nach dem Zweiten Weltkrieg der Fall.⁶¹

56 Ebd., 969, Schreiben Konrad Niethammers an Karl Gasterstädt vom 21.8.1895.

57 Vgl. exemplarisch SächsStAL, 20026, 11, S. 208.

58 Vgl. Steinberg, Unternehmenskultur (wie Anm. 5), S. 151–155.

59 SWA, U 47, 1479/9, Schreiben Wilhelm Niethammers an den Vorstand der Jagdgenossenschaft, Gutsbesitzer Naumann, Schönberg vom 4.2.1932.

60 Dokumentiert wurde der Fall durch die 1933 veröffentlichte Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit“, die aufgrund ihrer quantitativen und qualitativen Methoden heute als Klassiker der Soziologie gilt. Vgl. hierzu Müller, Marienthal (wie Anm. 14).

61 Vgl. hierzu Steinberg, Unternehmenskultur (wie Anm. 5), S. 73 f.

Zwar geriet auch die Papierfabrik in Kriebethal 1929/30 in eine massive wirtschaftliche Krise, die zu Kurzarbeit und Entlassungen führte. Diese war aber 1936 wieder überwunden – zuvor entlassene und weiterhin am Ort wohnende Arbeiter wurden nun im Sinne der bereits angesprochenen und immer gegenseitig verstandenen ‚Treue‘ wieder eingestellt. Dies galt freilich nicht für Arbeiter, die in der Weimarer Republik als Sozialdemokraten und Kommunisten dem Gemeinderat und vor allem dem Betriebsrat angehört hatten: Diesen wurde im Sommer 1933 gekündigt; mit einer gewissen ‚Kalt-schnäuzigkeit‘ schickte man einem Arbeiter gar die Entlassung ins Konzentrationslager hinterher.⁶² An der Einstellung der nunmehr von den Unternehmern regelrecht entmündigten Arbeiter änderten diese Maßnahmen aber vorerst nichts. Bei den geheimen Wahlen zum Vertrauensrat, der den Betriebsrat zwar substituieren, die unternehmerischen Rechte aber stärken sollte, hatten 1934 fast 20 Prozent der wahlberechtigten Arbeiter in Kriebethal nicht teilgenommen oder ihre Stimmzettel ungültig gemacht; 1935 lag der Wert gar bei 31 Prozent.⁶³ Die vergleichsweise starken Strukturen, die die linken Parteien in der Weimarer Republik in Unternehmen und Industriedorf aufgebaut hatten, wirkten hier demnach deutlich im Verhalten der Arbeiter nach, die 1935 noch einmal unmissverständlich ihren Unmut über den Verlust der betrieblichen Mitbestimmung deutlich machten. Dieses Beispiel soll dabei nicht den Eindruck erwecken, der Ort Kriebethal sei ein Zentrum des Widerstandes gewesen – das Verhalten der Arbeiter war weniger Opposition gegen den neuen Staat und seine Ideologie, als vielmehr durch die neuen und erneut wie vor dem Ersten Weltkrieg einseitig ausgerichteten industriellen Arbeitsbeziehungen bedingt. Es deutet aber zugleich auf Verhaltensmuster bzw. das Verhältnis zwischen „Eigen-Sinn“ und „Hinnehmen von Herrschaft“, die sich in Industriedörfern ebenso fassen und untersuchen lassen⁶⁴ wie Mitläufer- und Mittätertum. Jenseits dieser Aspekte der Diktaturdurchsetzung bis auf die lokale Ebene sei zudem auf den Aspekt der Zwangsarbeit verwiesen, der in Industriedörfern wie eben Kriebethal in einer deutlich größeren Öffentlich- bzw. Alltäglichkeit und ebenfalls in einer Interaktion mit der dörflichen wie betrieblichen Gemeinschaft bis in die Freizeit hinein zu beobachten war. Die Zwangsarbeiterbaracken des Unternehmens standen beispielsweise im Garten des Gasthofes Kriebethal, in dem seit den frühen 1930er-Jahren mit einer „Kinomaschine“ Filme gezeigt wurden. Hier befand sich auch der 1937 zum „Gefolgschaftsraum“ umgestaltete Saal, der etwa für musikalische Veranstaltungen oder für bis 1943 durchgeführte „Bunte Abende“ sowie noch im Dezember 1944 organisier-

62 Vgl. SWA, U 47, 134, Schreiben Oskar Gravensteins an Wilhelm Niethammer vom 27.2.1934.

63 Vgl. hierzu ebd., 554, Protokolle über die Vertrauensmännerwahlen in den Werken Kriebstein, Kriebethal und Kriebethal am 29.3.1934; ebd., Bekanntmachung vom 6.4.1934; ebd., Bekanntmachung vom 22.3.1935; ebd., Protokolle der Vertrauensratswahlen in den Werken Kriebstein, Kriebethal und Kriebethal vom 12.4.1935; ebd., Bekanntmachung vom 13.4.1935.

64 Vgl. Alf Lüdtkke, *Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis zum Faschismus*. Ergebnisse, Hamburg 1993, S. 265–269.



Abb. 4 Der als „Gefolgschaftsraum“ bezeichnete Saal des Gasthof Kriebethal anlässlich eines „Betriebsappells“ am 6. April 1938, im Vordergrund die vier Niethammer-Brüder und die Werkschar (Zum 1. Mai 1938! [Waldheim 1938], S. 7).

te Spielzeugausstellungen der Belegschaft von Kübler & Niethammer genutzt wurde.⁶⁵ Dieses Nebeneinander wurde von Formen der Interaktion ergänzt, erinnerte sich doch ein Kriebethaler auch eines Fußballspiels der Dorfjugend gegen die „Ostarbeiter“ von Kübler & Niethammer, das im Sommer 1943 unter Aufsicht eines Wachmanns mit Hund stattfand.⁶⁶ Im Sommer zuvor war – gewissermaßen ‚unter den Augen‘ derselben Öffentlichkeit und mit ihrem Wissen – im Nachbarort ein polnischer Zwangsarbeiter „als Abschreckung“ hingerichtet worden.⁶⁷

Doch nicht allein solche gesellschaftlichen und politischen Friktionen veränderten das bislang maßgeblich durch Landwirtschaft geprägte Zschopautal. Vielmehr hielt auch die „Industriemoderne“ Einzug, unter der Thomas Hänseroth „die Bedeutung industrieller Expansion und rasanter technischer Möblierung der Lebenswelt mit dem Ergebnis des Aufzugs technikbestimmter und industriegeprägter Massengesellschaften“ versteht.⁶⁸ Nicht allein aber die Optik und die Infrastruktur änderten sich maßgeblich. Vielmehr verschob sich auch das soziale Gefüge der Region, verloren doch die beiden

65 Vgl. SächsStAL, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Bankbezirke Leipzig und Döbeln (21006) (im Folgenden: 21006), 133, S. 8 f.; ebd., 20026, 2607, S. 1, 7, 9 f. u. 14 f.; Andrea Büsing-Kolbe/Hermann Büsing, Harmonie von Bau und Landschaft. Der Architekt Rudolf Kolbe, Dresden 2010, S. 174; Schütze, Kindheit (wie Anm. 23), S. 119.

66 Vgl. ebd., S. 116 f.

67 Ebd., S. 98.

68 Thomas Hänseroth, Technischer Fortschritt als Heilsversprechen und seine selbstlosen Bürgen. Zur Konstituierung einer Pathosformel der technokratischen Hochmoderne, in: Hans Vorländer (Hg.), Transzendenz und die Konstitution von Ordnungen, Berlin 2013, S. 267–288, hier S. 267.

bislang bestimmenden adligen Grundbesitzerfamilien zunehmend an Einfluss gegenüber den wirtschaftsbürgerlichen ‚Aufsteigern‘, die obendrein 1855/56 aus Württemberg zugezogen waren. Anders als in größeren Orten ist in solchen Industriedörfern deswegen nicht von einer Konkurrenzlage innerhalb des Bürgertums auszugehen, sondern vielmehr von Konflikten zwischen alten und neuen Eliten.⁶⁹

Dabei barg die Gründung der Papierfabriken Kübler & Niethammer im Jahr 1856 eigentlich kein grundsätzliches Konfliktpotenzial. Denn die adligen Besitzer der am oberen Rand des Zschopautales liegenden Rittergüter Kriebstein und Ehrenberg, die Familien von Arnim und Sahrer von Sahr, profitierten anfangs von der Fabrikansiedlung im Tal. Landverkäufe und die mit der steigenden Nachfrage verbundene Wertsteigerung des Bodens, die Lieferung von Baustoffen und Holz zur Papierfabrikation aus den adligen Forsten wie auch der Ausbau der Infrastruktur kamen den Adligen zunächst durchaus gelegen. Als sich das Unternehmen jedoch in den 1870er-Jahren zum Großunternehmen entwickelte, sahen sich die Adligen zunehmend in ihrer wirtschaftlichen Existenz und in ihrem sozialen Anspruch in der Region bedroht. Schließlich baute das Unternehmen Kübler & Niethammer eine vergleichsweise moderne soziale Infrastruktur für die eigenen Arbeiter auf, die die finanziellen Mittel der Rittergüter deutlich überstieg.⁷⁰ Hinzu kamen die negativen Auswirkungen des dadurch verschärften Arbeitskräftemangels in der ländlichen Region. Und nicht zuletzt brachte das Wachstum des Unternehmens auch einen Einflussgewinn der ‚industriellen Parvenüs‘ mit sich, deren deutlich höheres Steueraufkommen sich in einer bevorzugten Behandlung durch die regionalen Verwaltungsbehörden niederschlug – eine Diskrepanz, die spätestens 1912 im „Jahrbuch der Millionäre im Königreich Sachsen“ auch öffentlich einsehbar war: Hier nahm der Kriebsteiner Fabrikant Konrad Niethammer im sachsenweiten Vergleich Platz 37 ein. Seine adligen Nachbarn fanden sich dagegen auf den Plätzen 685 und 886.⁷¹ Allerdings verbarg sich hinter dem hier nur angedeuteten Konflikt um den sozialen Status, der im Streit um Fabrikerweiterungen ausgetragen wurde und in dem die Adligen seit den 1890er-Jahren vor allem Schäden an den eigenen Wäldern in Ansatz brachten, auch

69 Vgl. Dolores L. Augustine, *Patricians and Parvenus. Wealth and High Society in Wilhelmine Germany*, Oxford 1994; Michael Rudloff, *Die Fabrik im Dorf. Interessenkonflikte zwischen industriellen und agrarischen Eliten am Beispiel der Firma Kübler & Niethammer in Kriebstein*, in: Ulrich Heß/Petra Listewnik/Michael Schäfer (Hg.), *Unternehmen im regionalen und lokalen Raum 1750–2000*, Leipzig 2004, S. 289–299; Swen Steinberg, *Adlige Rittergutsbesitzer und ländliches Wirtschaftsbürgertum*, in: Martina Schattkowsky (Hg.), *Adlige Lebenswelten in Sachsen. Kommentierte Bild- und Schriftquellen*, Köln/Weimar/Wien 2013, S. 181–189.

70 Vgl. zur adlig-paternalistischen Fürsorge Elke Schlenkrich, *Paternalismus aus Kalkül? Adlige Fürsorgepraxis in ländlichen Gesellschaften Sachsens und der Oberlausitz (18. und 19. Jahrhundert)*, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 60 (2011) H. 1, S. 35–50.

71 Vgl. Rudolf Martin, *Jahrbuch des Vermögens und des Einkommens der Millionäre im Königreich Sachsen*, Berlin 1912, S. 5, 98 u. 127.



Abb. 5 Von Nikolaus Sahrer von Sahr beschriftete Aufnahmen „d. 9. Juni 1908 Vormittags 10 Uhr 07 Min. vom Boden neben dem Turm aus“ und „d. 9. Juni 1908 Vormittags 10 Uhr 12 Min. vom Boden neben dem Turm aus“ aus dem von ihm geführten „Rauchtagebuch“ (SächsStAL, 20026, 3679, Mappe 1).

eine tatsächliche Konfliktlage.⁷² Denn die Klagen der Schlossbewohner über die Rauchbelästigung waren nicht von der Hand zu weisen, lagen Burg Kriebstein und Schloss Ehrenberg doch gewissermaßen auf einer Höhe mit den Niethammerschen Fabrikschornsteinen. Diese Situation der Konfrontation, an der sich bis in die 1930er-Jahre wenig änderte, trug auch zur sozialen Segregation in der Region bei: Schon in den 1890er-Jahren stellte das Unternehmen im Tal keine Arbeiter mehr ein, die vorher auf einem der beiden Rittergüter gearbeitet hatten.⁷³ Zudem teilte sich der Raum regelrecht, durften doch die Arbeiter von Kübler & Niethammer den adligen Grund bei Strafe nicht mehr betreten und etwa die Wege durch die Wälder der Rittergutsherrschaften – wenn sie beispielsweise zur Arbeit gingen – nicht mehr benutzen.⁷⁴

Die reale Belastung vor allem durch die Abgase der Fabriken – auch Gewässerbelastung und Lärmbelästigung spielten in diesem Kontext eine Rolle – wurde im Fall des Industriedorfes Kriebethal von der entstehenden Heimatschutz- bzw. Heimatbewegung flankiert.⁷⁵ Denn die adligen Rittergutsbesitzer auf Kriebstein und Ehrenberg erhielten hier gewissermaßen Unterstützung bzw. konnten sich nunmehr zusätzlicher Argumen-

72 Vgl. für Sachsen vor allem Martin Bemann, *Beschädigte Vegetation und sterbender Wald. Zur Entstehung eines Umweltproblems in Deutschland, 1893–1970*, Göttingen 2012, S. 98–178. Die Wege, die vor allem auch der ländliche Adel in die Moderne fand, waren vielfältig und keineswegs nur mit Abstieg und Bedeutungsverlust verbunden. Diese Vielfalt lässt sich auch bei den adligen Familien in Kriebstein und Ehrenberg beobachten. Vgl. hierzu Steinberg, *Rittergutsbesitzer* (wie Anm. 69), S. 186 f., sowie allgemein Tatjana Tönsmeier, *Adelige Moderne. Großgrundbesitz und ländliche Gesellschaft in England und Böhmen 1848–1918*, Köln/Weimar/Wien 2012.

73 SWA, U 47, 876, Mitglieder-Verzeichnis der Kranken-Kasse für die Fabrik der Firma Kübler & Niethammer zu Kriebethal, Eintrag 1898.

74 Vgl. Steinberg, *Unternehmenskultur* (wie Anm. 5), S. 430 f.

75 Vgl. Werner Hartung, *Konservative Zivilisationskritik und regionale Identität. Am Beispiel der niedersächsischen Heimatbewegung 1895 bis 1919*, Hannover 1991; Celia Applegate, *A Nation of Provincials. The German Idea of Heimat*, Oxford 1990; Willi Oberkrome, *Deutsche Heimat. Nationale Konzeption und regionale Praxis von Naturschutz, Landschaftsgestaltung und Kulturpolitik in Westfalen-Lippe und Thüringen (1900–1960)*, Paderborn 2004.

te etwa aus den Debatten um das „Bauen auf dem Lande“ oder die „Verunstaltung von Stadt und Land“ bedienen, die den weiteren Ausbau des Industriestandortes verhindern helfen sollten.⁷⁶ So schrieb der erzgebirgische Lehrer und Ratzel-Schüler Bruno Nestler (geb. 1870) beispielsweise 1901, in Kriebstein erlebe man entgegen „weihevoller Romantik der Burg wie zu Trotz und Hohn ein rohes Fauchen, Lärmen und Qualmen! Dem Naturfreunde blutet das Herz beim Anblick dieses krassen Realismus.“ Insbesondere an dieser Stelle des Zschopautals hätte man „von höherem Orte“ eine industrielle Ansiedlung verbieten müssen, die „Errichtung dieser Fabrik ist eine Verletzung des einfachsten Naturgefühls, eine Verachtung der Natur, die hier mit so grosser Liebe schuf.“⁷⁷ Bei der Beschreibung der Region setzte sich dieses Narrativ regelrecht fest: Hildebrandt Gurlitt (1895–1956) schrieb noch 1928 über den Standort, eine „Fabrik frißt unten langsam das Zschopautal auf. [...] Hie Stadt und Bürger, hie freier, burgbewohnender Adel, hieß es in alten Zeiten. Hie Romantik und liebende Tradition, hie metallene, nackte Wirtschaft und Technik ist heute der Kampftruf.“⁷⁸ Das sich darin andeutende Argumentationsmuster wurde von beiden adligen Familien fortan bedient, die der Papierfirma im Tal vor allem Zerstörung vorwarfen und gleichzeitig auf ihre eigene Tradition verwiesen. In den Auseinandersetzungen führten sie deswegen immer wieder ihre „seit mehreren 100 Jahren“ bestehenden Schlösser ins Feld,⁷⁹ ohne freilich darauf hinzuweisen, dass die Familien von Arnim und Sahrer von Sahr selbst erst seit dem frühen 19. Jahrhundert im Besitz der Rittergüter Kriebstein und Ehrenberg waren.

Die bürgerliche Gegenseite freilich hatte solchen Argumenten inhaltlich wenig entgegenzusetzen und argumentierte vermutlich deswegen vor allem mit dem Bild der Moderne. Äußerungen wie die Konrad Niethammers aus dem Jahr 1923 bildeten hier die Ausnahme und verhallten gewissermaßen ungehört. Niethammer betonte: „Wenn irgendjemand ein Interesse daran hat, die Naturschönheit und die architektonischen Werte Kriebsteins zu erhalten, so bin ich es, der ich hier geboren bin und meine Heimat über alles liebe.“⁸⁰ Hier ‚geboren sein‘ und deswegen die ‚Naturschönheiten‘ und die ‚liebenswerte Heimat‘ kennen, waren offenbar eigene Werte. An sich waren die Fronten gegen die adligen Rittergutsbesitzer aber schon längst verhärtet: Aus der Sicht der Industriellen war der „adlige Widerstand“ gegen die Fabrikerweiterungen eine „Bauerneinfalt“; die Rittergutsbesitzer würden lediglich „um ihrer Altertümer Willen“ agieren.⁸¹ Stattdessen führten Albert wie auch sein Sohn Konrad Niethammer die eigene Wirtschaftskraft und Bedeutung an, die letztendlich von den regionalen und sächsischen Behörden und Gerichten zumindest bis 1905 immer als schlagendes Argument anerkannt wurde. Denn für die von den Fabrikanten gegen die adligen Einwände heraufbeschworene

76 Vgl. Swen Steinberg, Heimatschutz in der Region. Akteure, Handlungsfelder und Konflikte am Beispiel der sächsischen Amtshauptmannschaft Döbeln (1900–1930), in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 151 (2015), S. 123–148.

77 Bruno Nestler, Landschaftliches aus dem Zschopau-Thale, Dresden 1901, S. 98.

78 Hildebrandt Gurlitt, Aus Alt-Sachsen, Berlin/Wien 1928, S. 34 f.

79 SächsStAL, 20026, 3679, S. 53.

80 Ebd., 4465, S. 44.

81 SWA, U 47, 1366/3, Schreiben von Woldemar Crusius an Konrad Niethammer vom 27.7.1925.

„Verkümmerung“ und „das Siechtum eines blühenden, wirtschaftlich bedeutungsvollen und tausende von Existenzen ernährenden Unternehmens“ wollten etwa die Döbelner Amtshauptmannschaft oder die Leipziger Kreishauptmannschaft nicht verantwortlich zeichnen.⁸²

Perspektiven: Potenziale der Erforschung kleiner Industriedörfer

Das hier nur kursorisch und anhand ausgewählter Aspekte vorgestellte Beispiel Kriebethal zeigt die Potenziale auf, die eine intensivere Auseinandersetzung mit der Siedlungsform Industriedorf in Sachsen – und darüber hinaus – besitzt. Diese liegen dabei erstens im Bereich der Sozial-, Alltags- und Mentalitätsgeschichte, brachte doch die industrielle Arbeit nicht nur ein rasches Anwachsen der Gemeinden selbst mit sich, sondern auch eine Veränderung der Organisation von Tages- bzw. Jahresabläufen und auch der Lebensläufe der Menschen selbst. Wie die ländliche Bevölkerung aber auf diesen Übergang und etwa neue soziale Konfliktlinien reagierte oder wie sich die Arbeit in der Fabrik auch am Sonntag beispielsweise auf die Religiosität auswirkte, ist für kleinere Industriedörfer bislang nicht untersucht. Hinzu kommen Aspekte wie Alter und Generation, die im Kontext der neuen Arbeitsprozesse Veränderungen unterworfen gewesen sein dürften. Überdies schuf die neue Abhängigkeit von industrieller Lohnarbeit neue Gemeinschaftsstrukturen und Identifikationsmuster, die stark von den Wertvorstellungen der Arbeitgeber abhängen konnten. Inwieweit dabei der Fall der evangelisch-patriarchalen Unternehmenskultur beim Papierunternehmen Kübler & Niethammer nur eine von vielen möglichen Varianten der Organisation von Fabrikarbeit – und mithin eine Fortführung bzw. Transformation adlig-paternalistischer Modelle von Grundherrschaft – auf dem Land war,⁸³ muss dabei vorerst ebenso offen bleiben wie die Frage, inwieweit Eigentums- und Verfügungsrechte in der Unternehmensorganisation auf das betriebliche Umfeld und die Unternehmenskultur rückwirkten.⁸⁴ Denn Kübler & Niethammer blieben bis 1945 ein Familienunternehmen, während nur wenige Kilometer von Kriebethal entfernt dagegen seit 1872 die Papierfabrik Limmritz-Steina AG

82 Ebd., 205/2, Schreiben von Kübler & Niethammer an das Ministerium des Inneren, Dresden vom 19.2.1908. Vgl. hierzu auch ebd., Entwurf eines Schreibens von Kübler & Niethammer an das Ministerium des Inneren, Dresden vom 8.2.1908.

83 Vgl. hierzu Swen Steinberg, Christliche Unternehmen in der ländlichen Industrie Sachsens. Überlegungen zu einem Analysekonzept, in: Veronique Töpel/Eva Pietsch (Hg.), Mehrwert, Märkte und Moral – Interessenkollision, Handlungsmaximen und Handlungsoptionen in Unternehmen und Unternehmertum der modernen Welt, Leipzig 2013, S. 249–274; Ders., Zwischen Konflikt und Konsens. Christliche Gemeinsinnsvorstellungen in sächsischen Unternehmenskonzepten des 19. Jahrhunderts, in: Ulrich Rosseaux/Gerhard Poppe (Hg.), Konfession und Konflikt. Religiöse Pluralisierung in Sachsen im 18. und 19. Jahrhundert, Münster 2012, S. 327–342.

84 Vgl. Alfred Reckendrees, Der Property-Rights-Ansatz und sein möglicher Nutzen für die historische Unternehmensforschung. Ein Versuch, in: Karl-Peter Ellerbrock/Clemens Wischermann (Hg.), Die Wirtschaftsgeschichte vor der Herausforderung durch die New Institutional Economics, Dortmund 2004, S. 272–290; Ulrike Schulz, Economic Perspectives on the Historiography of Law: Property Rights in Business History, in: *Interdisciplines. Journal of History and Sociology* 4 (2012) H. 2, S. 166–193.

bestand.⁸⁵ Hingewiesen sei an dieser Stelle aber auf die zahlreichen Vergleichsbeispiele allein in der Branche, die selbst als ländliche Industrie zu bezeichnen ist: 1907 arbeiteten etwa 41 Prozent der deutschen Papierarbeiter „auf dem platten Land“, weitere 46 Prozent in Klein- und Mittelstädten.⁸⁶ „Ein großer Teil der Papierfabriken liegt“, so eine Beobachtung aus dem Jahr 1905, „von Städten und Verkehrszentren entfernt auf Dörfern oder in abgelegenen Tälern.“⁸⁷ In dieser Hinsicht war Kübler & Niethammer also eher ein Regelfall, was ebenso für die einseitige Prägung durch nur einen Arbeitgeber galt: Im unmittelbaren Umkreis von Kriebethal lagen noch 1927 gleich zwölf Orte, deren einziger Arbeitgeber ebenfalls eine Papierfabrik bzw. ein papiergrundstoffproduzierendes Unternehmen war.⁸⁸

Die sozialgeschichtlichen Aspekte des Beispiels Kriebethal schließen dabei zweitens auch die Emanzipation in den Industriedörfern ein, die etwa hinsichtlich der Frauenarbeit nicht allein in das Feld des Politischen verweist. Insbesondere die Frage der politischen Beeinflussung der Arbeiter wie auch das Wahlverhalten dürften aber besonders lohnenswerte Untersuchungsfelder sein, um die Wechselseitigkeit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern in den Industriedörfern zu erschließen. Dass Kriebethal auch hier nicht allein stand, hat die Forschung bereits im Ansatz herausgearbeitet: August Bebel (1840–1913) und Wilhelm Liebknecht (1826–1900) wurden 1881 beispielsweise in ländlichen Wahlkreisen in den Sächsischen Landtag gewählt, die soziale Basis „dieser Wahlerfolge waren vor allem die Industriedörfer im Ausstrahlungsbereich der großstädtischen Zentren der sozialistischen Arbeiterbewegung, namentlich der beiden Leipziger ‚Kragenkreise‘ und Zwickau-Land.“⁸⁹ Zwar erinnerten sich die organisierten Kriebsteiner Arbeiter, dass vor 1918 „[k]eine Sozialdemokratische Zeitung, keine Verbandszugehörigkeit [...] geduldet“ worden sei;⁹⁰ generell galten die Papierarbeiter noch 1903 als „nicht organisiert“ bzw. gar als „sozial rückständig“,⁹¹ was sich aus der Lage und der Struktur der Branche erklärte. Ein Blick auf die sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Organisationsstrukturen, mehr noch aber auf die Wahlergebnisse vor allem in Kriebethal macht jedoch deutlich, dass die in Kriebethal vor 1914 regelrecht massive politische

85 Vgl. Michael Schäfer, Familienunternehmen und Unternehmerfamilien. Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der sächsischen Unternehmer 1859–1940, München 2007; Ders., Unternehmen und Familie. Zur Genese von Familienunternehmen im Industriezeitalter, Sachsen 1850–1940, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 49 (2008) H. 2, S. 197–214.

86 Vgl. Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes. Berufsstatistik – Abteilung X (1913), S. 129.

87 Erdmann Graak, Eine Untersuchung über die volkswirtschaftliche Bedeutung des Verbandes Deutscher Druckpapierfabriken (Druckpapier-Syndikat) mit besonderer Berücksichtigung der Papier verarbeitenden Industrien und des Papiergroßhandels, Berlin 1905, S. 34.

88 Es waren dies die Papierfabriken und Holzschleifereien in Steina, Limmritz, Wöllsdorf, Technitz, Klosterbuch, Pischwitz, Tragnitz, Burgmühle, Mahlitzsch, Grunau, Troischau und Lastau. Vgl. Sächsische Industrie. Organ des Verbandes Sächsischer Industrieller 23 (1927) H. 8, S. 85.

89 Wolfgang Schröder, Zur Struktur der II. Kammer des sächsischen Landtages 1869–1918, in: Wolfgang Küttler (Hg.), Das lange 19. Jahrhundert. Personen – Ereignisse – Ideen – Umwälzungen, Berlin 1999, S. 149–183, hier S. 170.

90 Der rote Fabrikarbeiter. Betriebszeitung für alle Papierarbeiter bei Niethammer (1931) 15, S. 1.

91 Fritz Demuth, Die Papierfabrikation, in: Die Störungen im deutschen Wirtschaftsleben während der Jahre 1900 ff., Bd. 3, Leipzig 1903, S. 217.

Beeinflussung durch die Arbeitgeber wenig erfolgreich war – auch wenn die Unternehmerfamilie Niethammer mit den Gasthöfen gezielt Einfluss auf die Infrastruktur und die Möglichkeiten der Vergemeinschaftung in der Freizeit nahm. Diese Entwicklung von politischen Öffentlichkeiten in Industriedörfern lässt sich überdies in die Zeit der Weimarer Republik wie auch im Nationalsozialismus und in der Zeit der DDR untersuchen – auch und gerade, weil sich hier die Rahmenbedingungen noch einmal deutlich änderten. In diesem Zusammenhang ist dann zudem zu untersuchen, welche Organisationsformen bzw. Formen der Ansprache andere politische Strömungen jenseits der Arbeiterbewegung für die ländliche Industriearbeiterschaft fanden und welche Wirksamkeit sie erzielten – die Kriebsteiner Burgherrin Anna von Arnim (1875–1961), die bei den Landtagswahlen 1922 für die DNVP kandidierte,⁹² war beispielsweise auch in der Organisation der landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine der Region Kriebethal aktiv. Mit der oben benannten Religiosität kann dabei noch eine weitere Perspektive verbunden werden, waren die Industriedörfer im 19. und frühen 20. Jahrhundert doch zugleich ‚Orte des Übergangs‘, in denen sich kulturelle, soziale und späterhin auch politische Prägungen nicht nur eindeutig zeigten, sondern bisweilen auch amalgamierten. 1902 berichtete beispielsweise der sozialreformerische Theologe Paul Drews (1858–1912), der gleichsam als Begründer der religiösen Volkskunde gilt, in den Arbeiterwohnungen des sächsischen Erzgebirges könne man „neben dem schön gestickten frommen Haussegen eine Photographie Lassalles finden, [...] König Albert und Bebel oder Liebknecht zieren oft friedlich nebeneinander dieselbe Wand.“⁹³ Dieses ‚Spannungsfeld der Moderne‘ im Mikrokosmos Industriedorf näher zu analysieren scheint zweifelsohne ein lohnendes Untersuchungsfeld – nicht zuletzt, um den Prozess der Industrialisierung in seiner Vielfältigkeit, ebenso aber auch in seiner Räumlichkeit eingehender zu erschließen.

Die im letzten Teil dieses Beitrags angesprochenen Konflikte mit den ansässigen Adligen verweisen drittens auf die ‚Beziehungsgeschichten‘ der Industriedörfer – auf ihre innere Beziehung zwischen Dorf und Fabrik sowie auf die Beziehung zu Umfeld und Umwelt. Dabei muss vorerst offen bleiben, ob die sozialen Stellvertreterkonflikte zwischen Adel und Unternehmern in Kriebethal mehr eine Ausnahme als die Regel waren und sich schlicht aus der engen baulichen Situation ergaben. Die mit ihnen verbundenen umweltgeschichtlichen Aspekte stellen aber ein ebenso lohnendes Untersuchungsfeld dar, wie die sich nicht zuletzt daraus ergebende Wahrnehmung von ländlichen Regionen im Kontext von Heimatbewegung und Heimatschutz. Diese Wahrnehmung schließt den Befund Wolfhard Webers ein, dass etwa in den 1850er- und 1860er-Jahren in der bildlichen Darstellung der Industriedörfer in der Oberlausitz kaum die hausindustrielle Fertigung abgebildet wurde, die diese noch stark prägte; an anderer Stelle konnte er eine regelrechte Negation dieser Siedlungen – etwa durch Nichtbenennung in Karten

92 Vgl. SächsStAL, 20026, 6, S. 119.

93 Paul Drews, Das kirchliche Leben der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche des Königreichs Sachsen, Tübingen/Leipzig 1902, S. 354.

– aufzeigen.⁹⁴ Diese Prozesse lassen sich auch in Kriebethal und hier an der gezielten Darstellung der ‚wildromantischen‘ und ‚ursprünglichen‘ Burg Kriebstein ohne die Fabrikanlagen beobachten, wie sie sich etwa auf zeitgenössischen Postkarten findet.⁹⁵ Sie sind aber für die Industriedörfer bislang noch nicht systematisch erfasst worden. Dies betrifft gleichermaßen andere Formen der Repräsentation dieser Siedlungsform etwa in der Literatur.⁹⁶

Viertens dürfte eine dezidiert wirtschafts- und sozialgeschichtliche Analyse der Industriedörfer neue Facetten der politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Transformationen vor allem im 20. Jahrhundert aufzeigen, die deutlich über die politikgeschichtlichen Zäsuren wie 1918, 1933 oder 1945 hinausweisen. Denn gerade in diesen kleinen Gemeinden lässt sich die langfristige Wirkung industrieller Identifikationsprozesse aufzeigen,⁹⁷ die auch beim hier vorgestellten Beispiel Kübler & Niethammer zu beobachten waren. Zwar opponierten die Arbeiter zunehmend gegen die als Bevormundung empfundene Unternehmenskultur und nicht etablierte Formen der Mitsprache. Dagegen zeigten sich vor allem in Krisenzeiten – wirtschaftliche Krisen ebenso wie in Zeiten der Abwesenheit weiter Teile der Arbeiterschaft durch Einberufungen in beiden Weltkriegen – auch die Kohäsionskräfte des Industriedorfes, die durch den Verlust noch einmal gesteigert wurden: Als die partiell intensiv in das nationalsozialistische System und dessen Wirtschaftspolitik involvierten Mitglieder der Unternehmerfamilie⁹⁸ im Oktober 1945 enteignet und verhaftet sowie die Betriebe im Frühjahr darauf demonstriert wurden, war dies nicht das Ende der Beziehung zwischen den Kriebethaler Einwohnern und den Niethammers. Vielmehr hielten Letztere gezielt aus Westdeutschland Briefkontakt und schickten Pakete an die ehemalige Belegschaft. Umgekehrt wurden sie von ehemaligen Arbeitern besucht, die im Übrigen durch die Wohnraumpolitik der Firma an Grund und Wohnung gebunden waren – den Behörden galten sie noch im Mai 1947 als „überaltert und aus sonstigen Gründen ortsgebunden“⁹⁹ – und die deswegen auch nach der vollständigen Demontage in Kriebethal geblieben waren. Ab 1955 wurde

94 Wolfhard Weber, Der Blick auf einen anderen Pionier: Bildliche Darstellung des industrialisierten Sachsens 1856–1863, in: Dietmar Petzina/Jürgen Reulecke (Hg.), Bevölkerung, Wirtschaft, Gesellschaft seit der Industrialisierung: Festschrift für Wolfgang Köllmann zum 65. Geburtstag, Hagen 1990, S. 161–180, hier S. 174.

95 Vgl. hierzu Uta Bretschneider, Bilder vom Fluss. Die Mulde auf Ansichtskarten des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts, in: Andreas Martin (Hg.), Die Flusslandschaft Mulde. Geschichte und Wahrnehmung, Dresden 2013, S. 177–196.

96 Vgl. etwa Rudolf Forberger, Die Widerspiegelung der industriellen Revolution in Sachsen (1800–1861) in der zeitgenössischen Belletristik, Berlin 1987, sowie für das Ruhrgebiet Dirk van Laak, Land der Städte, Städtestad. Literatur über das Phänomen Ruhrgebiet 1911–1961, Bochum 2009.

97 Vgl. hierzu Swen Steinberg, Jenseits von Politik und Plan? Langfristigkeit als Moment der Transformation sächsischer Unternehmen nach 1945, in: Francesca Weil/Mike Schmeitzner/Clemens Vollnhals (Hg.), Von Stalingrad zur SBZ. Sachsen 1943–1949, Göttingen 2015, S. 391–410.

98 Vgl. Steinberg, Unternehmenskultur (wie Anm. 5), S. 155–160; Ders., „Birding im KZ“. Biographie, Netzwerke und Deutungen des Ornithologen und SS-Obersturmführers Günther Niethammer, in: Michael Wildt/Jan Eric Schulte (Hg.), Die SS nach 1945. Entschuldungsnarrative, populäre Mythen, europäische Erinnerungsdiskurse, Göttingen 2018, S. 215–252.

99 Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden, Ministerium für Arbeit und Sozialfürsorge (11391), 760, S. 84.

dann in Kriebethal und Kriebstein wieder Papier gefertigt, an der Einwohnerstruktur hatte sich aber wenig geändert. Eine zentrale Rolle spielte dabei die Fabrikdiakonisse Olga Zimmermann (1902–1972), die seit 1937 im Unternehmen gearbeitet hatte und für deren Verbleib im neu gegründeten volkseigenen Betrieb sich der Kriebethaler Aktionsausschuss – mit den Stimmen der Kommunisten – im Mai 1946 eingesetzt hatte. Ab 1949 war sie dann bei der Gemeinde angestellt.¹⁰⁰ Diese ideelle Beziehung übertrug sich schließlich bei Arbeitern wie Unternehmern zumindest partiell auf die nachfolgende Generation und stellte 1989 ein ganz eigenes Transformationskapital dar – sie legte die Basis für die 1990 gegründete Kübler & Niethammer Papierfabrik Kriebstein AG. Diese langfristigen Prägungen, die sich auf betrieblicher bzw. der lokalen Ebene der Industriedörfer besonders konturiert herausarbeiten lassen, können deswegen auch einen wesentlichen Impuls dafür liefern, noch einmal neu und anders über die vielfältigen Transformationen des sächsischen bzw. ostdeutschen Wirtschaftsraumes nachzudenken.¹⁰¹

100 Vgl. SWA, U 47, 374, Personeller Fragebogen der Vereinigung volkseigener Betriebe, Land Sachsen, Papier und Druck, Personalabteilung, Leipzig, datiert auf den 13.8.1948, S. 6; KAH, Kriebethal neu, 7, Aktionsausschusssitzung vom 10.5.1946; ebd., 69, Schreiben der Gemeindeverwaltung Kriebethal an das Sächsische Gemeinschafts-Diakonissenhaus Aue vom 23.5.1949; ebd., Schreiben des Sächsischen Gemeinschafts-Diakonissenhauses Aue an die Gemeindeverwaltung Kriebethal vom 10.6.1949.

101 Vgl. Veit Damm/Ulrike Schulz/Swen Steinberg/Sylvia Wölfel, Ostdeutsche Unternehmen im Transformationsprozess 1935 bis 1995. Ein neues Forschungsfeld der modernen Unternehmensgeschichte, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 2 (2011), S. 187–205; Ulrike Schulz/Swen Steinberg, Unternehmen im Transformationsprozess: Ostdeutsche und Osteuropäische Perspektiven. Eine Einführung, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte/Economic History Yearbook 58 (2017) H. 2 (Themenheft „Unternehmen im Transformationsprozess: Ostdeutsche und Osteuropäische Perspektiven“), S. 317–329.